**online-predigten.de**
hg. von Christoph Dinkel, Isolde Karle und Johannes Neukirch
Predigt zu Okuli, 27. März 2011
über Markus 12, 41-44, von Hans Theodor Goebel

**Vorbemerkung in diesen Tagen**

Die Ereignisse in Japan und in Libyen und ihre erschreckenden noch weithin unübersehbaren Folgen für das Leben und Zusammenleben in den kommenden Jahren und Jahrzehnten bewegen in diesen Tagen die Menschen. Und die Menschen bringen in die Gottesdienste mit, was sie bewegt, was ihnen Angst macht, was sie empört, was sie für die zunächst Betroffenen und für sich selbst ersehnen. Möglicherweise erwarten sie, dass in unseren Gottesdiensten dafür eine Sprache gefunden wird. Können wir dann einfach über Bibeltexte predigen, die nur von der Perikopenordnung her dran sind, jedoch zur aktuellen Situation anscheinend nichts sagen? Aber wir können uns doch auch nicht - vielleicht über Wochen hin – jedes Mal einen Text aussuchen, von dem wir im Voraus meinen, er passe zur gegenwärtigen Stand der Katastrophe.
Ich meine, es *muss nicht* falsch sein, unaufgeregt über die vorgesehenen Perikopen zu predigen, uns von den Texten der Bibel *ihre* Themen vorgeben zu lassen. Das kann Blicke und Befangenheiten weiten. Vielleicht ergeben sich von hierher sogar dann und wann unvorhergesehene Verbindungslinien. Neben die Unaufgeregtheit muss unsere Sensibilität für das aktuelle Geschehen treten und in den Gottesdiensten zu merken sein. In Bitten und Fürbitten, Erinnerungen, Klagen, Liedern und Protesten und in Rufen zur Verantwortung können wir voreinander aussprechen, was uns und andere bewegt, und es zusammen vor Gott bringen. Wenn wir selbst keine Worte dafür haben, können wir sie suchen. Psalmen der Bibel, Lieder und Gebete und Impulse der Kirche und Einzelner bieten sich an, bei ihnen unterzuschlüpfen, für uns zu sprechen, wo eigene Worte fehlen.
Ratlosigkeiten und empfundene Diskrepanzen vor der Gemeinde auszusprechen kann – meine ich – Predigenden und Hörenden helfen und Blockierungen auf beiden Seiten lösen.

---

41. *Und er [Jesus] setzte sich dem Gotteskasten gegenüber und sah zu, wie das Volk Geld einlegte in den Gotteskasten. Und viele Reiche legten viel ein.*
42. *Und es kam eine arme Witwe und legte zwei Scherflein ein; das macht zusammen einen Pfennig.*
43. *Und er rief seine Jünger zu sich und sprach zu ihnen: Amen, ich sage euch: Diese arme Witwe hat mehr in den Gotteskasten gelegt als alle, die eingelegt haben.*
44. *Denn sie haben alle aus ihrem Überfluss eingelegt. Diese aber hat aus ihrem Mangel eingelegt alles, was sie hatte, ihr ganzes Leben.*

---

Alles ist auf Gegenüberstellung gestimmt in dieser kleinen Geschichte:
Die vielen Reichen, die viel spenden, und die arme Witwe, die wenig spendet.

Aber dies Wenige ist viel, viel mehr als das viele  Geld der reichen Spender. Die gaben aus ihrem Überfluss. Die arme Witwe aber gab aus ihrem Mangel, aus dem Zuwenig, von dem sie ihr Leben fristen musste.

Wir wussten es ja schon. Jesus hat es mit den Armen gehalten. Er lebte selbst als einer von ihnen. Unübersehbar an ihm ist damals wie heute der Zug zu den Armen, die er seligpreist. Es mag uns gefallen oder auch nicht.

Die Szene, die unser Text erzählt, ist ein Lehrbeispiel dafür. Die Jünger Jesu bekommen an dieser armen Frau etwas zu lernen, was sie bei den Reichen nicht lernen können.

Jesus hält sich im Tempel auf. Er setzt sich dem Opferstock oder der Schatzkammer gegenüber, in der die Opferstöcke stehen, und schaut zu, wie das Volk Geld einlegt. Er sitzt da wie der Richter am jüngsten Tag, vor dem das gelebte Leben offenliegt, und der Richter spricht seinen Spruch darüber. So lehrt er die Jünger.

Was gibt es zu lernen aus dieser kleinen Geschichte?

Ein Erstes: Jesus schaut zu. Schaut, was die Reichen machen mit ihrem Geld, und was die arme Frau macht. Wie, wenn er auch heute zuschaut? Wenn ihm nicht egal ist, was wir mit unserem Geld machen? Wenn im Tempel oder in der Kirche gesammelt wird. Er schaut zu.

Er sieht – das ist das Zweite: Viele Reiche geben viel. Sie können das anscheinend und sie tun es. Jesus bewertet das nicht. Er registriert es. Es kann ja ganz in Ordnung sein, dass für das Aufkommen des Tempels, sozusagen für die Kirchensteuer, die Wohlhabenden auch viel geben. Reiche schultern größere Lasten.

Warum sollte es nicht ganz in Ordnung sein, wenn heute beim Kirchgeld, bei Spenden für Entwicklungs- und Katastrophenhilfe die viel geben, die viel haben. Und wenn aus dem angehäuften Geld vieler Reicher Stiftungen entstehen, deren Erträge Gemeinschaftsaufgaben finanzieren, die sonst liegen bleiben. „Eigentum verpflichtet“ – bis in unser Grundgesetz hinein hat diese Einsicht Raum gewonnen. Ist Gott nicht zu loben, wenn das hier und da auch aus freien Stücken und manchmal überaus großzügig auch geschieht?

Dann – und das ist das Dritte – sieht Jesus die arme Witwe kommen und ihr Scherflein, die zwei Kupfermünzen, in den Gotteskasten legen. Das ist wenig. Aber Jesus sagt: Sie hat mehr gegeben als alle anderen. Die absoluten Zahlen des Geldwertes zählen nicht für sein Urteil.

Die Frau hatte sozusagen nichts. Und dieses „sozusagen nichts“, das aber für sie immer noch etwas war, hat sie gegeben. Sie hat aus ihrem Mangel heraus gegeben. Die Anderen, die viel gaben, haben aus ihrem Überfluss gegeben. Aus dem, was sie über hatten. Zur Fristung ihres eigenen Lebens nicht brauchten.
Die Frau dagegen gab ihr Alles und das war das Wenige, von dem sie lebte. Sie gab ihr ganzes Leben, wie es heißt.

Jesus sieht auch das. Er registriert es sehr genau.

Er lehrt seine Jünger, auf die Gabe der Frau zu achten. *Amen, ich sage euch.* Jesus setzt seinen Jüngern andere Maßstäbe als den Geldwert: Sie hat mehr gegeben als alle anderen.
Jesus hält keine Moralpredigt. Er sagt seinen Jüngern nicht: Macht es ebenso wie diese Frau! Aber er lehrt sie, bei der Gabe der Frau genau hinzusehen und zu erkennen: Die Arme hat mehr gegeben als die Spenden der Reichen.

Ich frage wieder: Ist es nicht wunderbar und ist Gott nicht zu loben, dass Menschen so geben wie diese arme Frau gegeben hat?

Es bleibt die Überlegung, ob es nicht unvernünftig ist, so zu handeln wie diese Frau? Sie hat danach ja nichts mehr. Nichts, wovon sie leben kann. Keinen halben Groschen für das tägliche Brot.
Will sie jetzt anderen zur Last fallen? Gibt sie damit nicht ihre Verantwortung ab?

Es liegt eine eigenartige „*Selbstverständlichkeit*“ in dieser Geschichte.
Selbstverständlich scheint die arme Frau alles zu geben, was sie hat. Von Bedenken keine Rede.
Und *selbstverständlich* scheint Jesus seinen Jüngern zu sagen: Seht diese Frau, sie hat mehr gegeben. Von Verantwortungslosigkeit keine Rede.

Es liegt eine *Freiheit* im Verhalten dieser Frau, die erinnert an Jesu Bergpredigt: *Sorget nicht um euer Leben, was ihr essen und trinken werdet: Auch nicht um euern Leib, was ihr anziehen werdet… Sehet die Vögel unter dem Himmel an: Sie säen nicht, sie ernten nicht, sie sammeln nicht in die Scheunen. Und euer himmlischer Vater ernährt sie doch.*

Ein Ausleger[1] hat gesagt: Die Frau hier stellt „ihr ganzes Leben von Sicherheit auf Vertrauen um“.
Vertrauen auf den Vater im Himmel. Und das ist zugleich auch Vertrauen auf andere Menschen, die sie von ihrem Reichtum satt werden lassen. In ihrem Geben wie in ihrem Vertrauen ist diese Frau großzügig ohne Ende.

Das ist kein Programm für eine Sozialpolitik. Es ist aber ein Umgang mit dem eigenen Leben in unerhörter Freiheit.

Wir sagen gerne mit Lenins Wort: *Vertrauen ist gut, Kontrolle ist besser.*
So setzen wir auf kontrollierbare Sicherheit. Wir sorgen vor. Wir schließen Versicherungen ab für dies und jenes. Wir wollen unsre Zukunft und die unserer Kinder sichern und versichern.
Das ist auch sicher vernünftig.

Und da weht uns nun aus dieser Geschichte der Hauch des *Unvernünftigen* an.

Ich meine nicht die Unvernünftigkeit von Geschäften und Spekulationen auf den Finanzmärkten, bei denen Menschen sich bis zum Äußersten davon treiben lassen, immer mehr zu gewinnen und immer mehr zu haben.

[1] Dietrich Mendt

Ich meine nicht die Unvernunft derer, die sagen: Wir müssen bei Atomkraftwerken das Restrisiko einer Katastrophe in Kauf nehmen, weil sonst der Profit schrumpft.

Ich meine die Unvernünftigkeit, in der man die Freiheit schmeckt: Wo Menschen weggeben, was sie haben und sich nicht sichern und sorgen. Da begegnet uns eine Freiheit, die aus Vertrauen kommt. Sie ist wie ein Sprung in die Arme unsres himmlischen Vaters, den wir nicht sehen. Und der himmlische Vater hat viele Kinder, durch deren Hände er helfen kann.

Noch einmal: Das kein sozialpolitisches Programm. Es ist auch keine Aufforderung, ohne Vernunft und Verantwortung dahin zu leben wie die Vögel unter dem Himmel. Und es hat doch zu tun mit einem Leben in der Nachfolge Jesu. Wo die die Maßstäbe von Sicherheit, von Haben und Hergeben auf den Kopf gestellt werden. Die Maßstäbe unserer Welt.
Aus der Geschichte Jesus mutet uns eine Freiheit an, die kommt aus einer anderen Welt. Sie ist der Vorschein der Freiheit im Reich Gottes.

Wo wird das bei dir und mir konkret? Achten wir darauf, an welchem Punkt unsres Lebens Er, der arme Herr Jesus, gerade dich und mich in die Freiheit ruft, Sicherungen fahren zu lassen und Großzügigkeit auf Vertrauen zu wagen. Amen.

**Verfasser:**
Hans Theodor Goebel, Köln
HTheo_Goebel@web.de

Geholfen haben mir die Predigtmeditationen von Dietrich Mendt (GPM 53, 1999. Heft 2, 159-164) und Wolfgang Ratzmann (GPM 41, 1987. Heft2, 159-166).